

Norbert Scheuer: "Holunderholz"

Vergangenheit auf Tonband

Von Jörg Magenau

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 21.08.2026

Ein altes Tonband, rätselhafte Stimmen und die Erinnerung an eine Explosionskatastrophe: Mit "Holunderholz" kehrt Norbert Scheuer in seinen Eifelkosmos zurück. Atmosphärisch stark umkreist der Roman eine verborgene Familiengeschichte.

Das Holunderholz gibt den Ton vor. Man soll es nicht Flöte nennen, weiß der Großvater. Wenn man hineinbläst, klingt es nicht wie ein Instrument, sondern so, "als würde etwas antworten". Es ist dieser Klang, den Norbert Scheuer auch mit seiner Prosa erzeugt. Er erzählt schemenhaft, in Andeutungen und Bruchstücken, als wäre alles, was da aus der Vergangenheit herübertrömt, in einem Nebel versunken. Die Brücke zur verborgenen Geschichte ist ein altes Magnetophon, ein Tonbandgerät aus dem Jahr 1938 mit drei Tonbändern, auf denen mehr Rauschen und Knacken zu hören ist als Worte, und das, was vernehmbar ist, ergibt weder Sinn noch Geschichte.

Das Magnetophon gehört zum Nachlass von Isabelle Arimond, der Mutter des Ich-Erzählers Johann, die plötzlich gestorben ist. Sie gehört zum Kosmos der Familie Arimond, die die literarische Eifelchronik der Romane von Norbert Scheuer bevölkert. Auch das Café im Supermarkt des Eifelstädtchens Kall ist erneut Ausgangspunkt aller Geschichten. Hier sitzen die "Grauköpfe" und erinnern sich an früher.

Norbert Scheuer

Holunderholz

C.H. Beck Verlag, München

266 Seiten

26 Euro

Ein Leben am Rand

Johann aber hat seine Heimatstadt verlassen und wohnt in einer anonymen Plattenbausiedlung am Rand von Köln, auch wenn der Name der Großstadt nie genannt wird. Er arbeitet in einem IT-Unternehmen, wo er sich mit schwerwiegenden Fehlern in der Software konfrontiert sieht. Er kränkelt, leidet an Schwindel und Schweißausbrüchen. Seine Nächte verbringt er am liebsten in der fußläufig zu erreichenden Autobahnraststätte. Er lebt allein; seine Geliebte, die im Bahnhofskiosk arbeitet, ist verheiratet und oft wochenlang unerreichbar. Im Wohnblock gegenüber besucht er regelmäßig eine Prostituierte, während deren Mann betrunken auf dem Sofa liegt. Ziemlich trostlos das alles, aber Scheuer erzählt es, als wäre es Poesie.

In dieser bruchstückhaften Existenz werden die beschädigten Bänder zum Mittelpunkt. Doch Johann hört sie nicht einfach ab, sondern erfindet Szenen und Bilder zu den wenigen erhalten gebliebenen Geräuschen. Bald ist klar, dass die Ereignisse, aufgezeichnet von seinem Großvater Justus Arimond, etwas mit der Explosionskatastrophe zu tun haben, die sich dort am 15. Juli 1949 in einem Sprengstofflager der Alliierten ereignete und die ganze Stadt zerstörte.

Stimmen ohne Zusammenhang

Zu hören sind unverbundene Sätze des Großvaters, der nur "der Oberst" heißt, rätselhafte Laute einer Frau mit Gaumenspalte namens Rose, die ins Holunderholz bläst, und Auftritte von Vincentini, einem dubiosen Schwarzhändler. Die einzelnen Fragmente ergeben keinen Zusammenhang, ja noch nicht einmal eine erkennbare zeitliche Struktur. Vermutet Johann zunächst das Jahr 1954, kulminiert das Ganze schließlich im großen Knall der Katastrophe, ohne dass man am Ende klüger wäre als zu Beginn.

Johann hat zudem die Neigung, sein nicht besonders aufregendes Leben minutiös aufzuzeichnen, die Gänge zur Raststätte, seine Beobachtung eines Falkennests, das Warten auf die Geliebte am Bahnhof, Wind und Wetter. Redundanz ist dabei Programm, Langeweile systematisch erzeugt, auch wenn sich schließlich doch noch so etwas wie eine halbherzige Kriminalromanhandlung andeutet.

Scheuer strebte, wie er in einem knappen, aus der Fiktion ins reale Schriftstellerleben hinüberführenden Nachwort mitteilt, "kein zielgerichtetes Schreiben" an, sondern ein "tastendes Umkreisen". Etwas mehr Zielstrebigkeit, etwas weniger Wiederholungen und Verrätselungen hätten diesem atmosphärisch durchaus einnehmenden Roman sicher gutgetan.